

Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik — Band 14

Rekontextualisierung als Forschungsparadigma des Digitalen

herausgegeben von

Simon Meier, Gabriel Viehhauser und Patrick Sahle

2020

BoD, Norderstedt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de/> abrufbar.

Digitale Parallelfassung der gedruckten Publikation zur Archivierung im Kölner Universitäts-Publikations-Server (KUPS). Stand 3.11.2020.

© 2020

Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt

ISBN: 978-3-7519-1531-1

Einbandgestaltung: Markus Weiß nach Vorarbeiten von Johanna Puhl und Katharina Weber

Satz: LuaT_EX, Bernhard Assmann

((Kontext (Text)) Edition) Rekontext

Patrick Sahle

1 Zum Kontext dieses Beitrages

Das Konzept der Rekontextualisierung unter digitalen Bedingungen wird in dem folgenden Beitrag nicht aus einer literaturwissenschaftlichen Warte heraus betrachtet, sondern aus Sicht der Digital Humanities im Allgemeinen und der (digitalen) Editorik im Besonderen. Dabei mag die Editorik zunächst als sehr spezieller, kleiner Bereich erscheinen. Sie steht aber für einen Zweig der Geisteswissenschaften, bei dem Fragen der Medialität, der Digitalität und Textualität so kulminieren, dass sie auch grundlegend gestellt und theoriebildend beantwortet werden müssen. Ähnliches gilt für die Digital Humanities. Wenn hier Modellierung und Operationalisierung als ihre Kernpraktiken beschrieben werden können, dann zielt dies auch auf Begriffsbildung und Theorieentwicklung. Beide Bereiche, DH und Editorik, sind zudem stark interdisziplinär angelegt. Der weite Blick der DH wird manchmal mit einer notwendigen Flachheit erkauft. Die Diskurstiefe der Literaturwissenschaften kann hier nicht erreicht werden, dafür besteht in den DH aber die Zielstellung, zu (integrativen) Metamodellen zu kommen, unter denen die fachspezifischen Sichtweisen zusammengeführt und gemeinsam produktiv gemacht werden können. Mein Beitrag nimmt in seiner historischen Genese mit der Einladung zu einem Workshopbeitrag seinen Ausgang von einem reflexhaften »Missverständnis« des Rekontextualisierungsbegriffes auf meiner Seite. Während die Organisatoren des Workshops damit vor allem die produktive *Neu-Kontextualisierung* von Inhalten in digitalen Medien meinten, dominierte für mich vor dem Hintergrund der digitalen Editorik zunächst die Assoziation von *bestehenden Kontexten*, in die die Überlieferung als der eigentliche Gegenstand der Edition immer schon eingebettet war und ist und die in der Edition *wieder hergestellt* werden sollen. Es wird zu zeigen sein, wie weit dieses Missverständnis produktiv gemacht werden kann, wenn es darum geht, die verschiedenen Disziplinen und Kulturen der Geisteswissenschaften miteinander abzugleichen, um am Ende vielleicht zu einem übergreifenden, integrativen, aber zugleich auch weiter differenzierten Begriff von Rekontextualisierung zu kommen, das diesen engen Ansatz überschreitet.

2 Kontext und Rekontextualisierung in der Editorik

Die wissenschaftliche Edition wird heute in einer fach- und schulenübergreifenden Verallgemeinerung als die »erschließende Wiedergabe historischer Dokumente« ver-

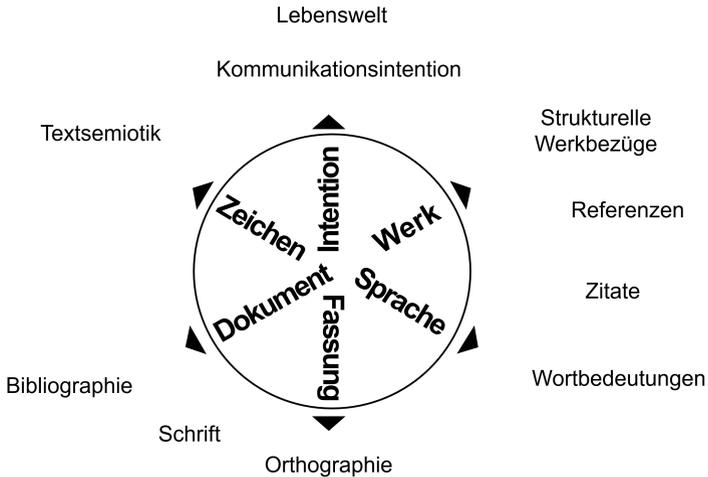


Abbildung 1. Dimensionen der Textualität und Beispiele für ihre Kontexte.

standen (zuletzt Sahle 2016). Dabei schließt der scheinbar materialistische Begriff der *Dokumente* alle abstrakteren Verständnisse von *Text* oder *Werk* ein, weil diese niemals anders als auch physisch vorliegen können, als abstrakte Objekte sehr wohl aber aus den Dokumente *extrahiert* oder auf der Grundlage der Dokumente *hergestellt* werden können. Für die Edition ist der doppelte Prozess der *Erschließung* und der *Wiedergabe* entscheidend. Beide sind praktisch stark verwoben, können konzeptionell aber getrennt betrachtet werden. Für beide Prozesse ist die Frage nach Kontexten und Rekontextualisierung zu stellen. Bei der Erschließung geht es grundsätzlich darum, das Verständnis von Werken, Texten oder Dokumenten dadurch zu ermöglichen, dass eine durch den Zeitenlauf entstandene *historische Distanz* überbrückt und ausgeglichen wird. Diese Überbrückung aber geschieht im Raum der *Kontextualität*: Typische Operationen sind hier z.B. die Sichtung der Überlieferung und die Auswahl geeigneter Materialien (Überlieferungskontext), die Erklärung unklarer Stellen (Verständniskontext), die Explizierung von unmittelbaren Bezügen (peritextueller Kontext) oder die Beigabe von Zusatzinformationen nach einem Kontextualisierungsbedarf, der sich nicht »nah« am Text, sondern erst im weiteren Verständnishorizont ergibt (epitextueller Kontext).

Der Begriff der Wiedergabe zielt dagegen fundamental auf den *Begriff des Textes*, der heute interdisziplinär, pluralistisch und sehr weit verstanden wird.¹ Grundsätzlich

¹ Zu einer pluralistischen Texttheorie vgl. Sahle (2013, S. 1–49).

können aber auch die Begriffe Text und Kontext nicht unabhängig voneinander gedacht werden. Der Kontext kann nichts anderes sein, als der Kontext *des* Textes und damit auf ihn bezogen und von ihm abhängig. Auf der anderen Seite kann kein Text allein aus sich heraus verständlich sein, sondern bedarf dazu seiner Kontexte.² Den Text wiederzugeben, bedeutet im weit ausgreifenden Textverständnis der Editorik, zahlreiche Kontexte mit einzubeziehen. Denn Textkonstruktion bzw. Textkonstitution reduzieren sich dabei nicht auf die Übertragung des linguistischen Codes, also die Transkription des reinen Zeichenbestandes, sondern bezieht die Dimensionen von Bedeutung, Werk(struktur), Sprachlichkeit, textueller Varianz, skriptografischen Phänomenen sowie Materialität und Visualität (d.h. auch Kulturalität) der Dokumente in die Herstellung eines komplexen Editionstextes mit ein.³ In jeder dieser Dimensionen kann potentiell ein Verhältnis zwischen dem Text und seinen Kontexten bestimmt werden (Abb. 1).

Weil die Kontexte in die Textkonstitution einfließen und weil die Textkonstitution verschiedene Segmente abdecken oder ausblenden kann, gilt, dass selbst in der Textwiedergabe die Grenze zwischen Text und Kontext nicht klar bestimmt werden kann. Was dem Einen integraler Bestandteil des Textes ist, wird die Andere davon unterscheiden wollen und als Kontext bezeichnen. Dies betrifft typischerweise z.B. materielle, visuelle, mediale Aspekte. Auch die Textkonstitution betrifft deshalb die Integration von Kontext und ggf. die explizite Beigabe oder Anlagerung von kontextuellem Wissen *an* den konstituierten Text.

Der gängige Kontextbegriff muss zunächst auf eine Trennung von Text und Kontext zielen. Während der Text in einer naiven Vorstellung als klar begrenzt und als linguistischer, skriptografischer Code, bestehend nur aus einem definierten Zeichenrepertoire gedacht wird, zählen zum Kontext außertextliche mediale Aspekte der texttragenden Dokumente, andere Texte, Objekte oder auch abstrakte Wissensbestände. Hier lässt sich schon rein empirisch beobachten, beschreiben und dann vielleicht systematisieren, wie moderne (digitale) Editionen mit diesen Kontexten umgehen und sie teils in die Textkonstitution einbeziehen oder eben getrennt davon behandeln. Die folgende Skizze (Abb. 2) benennt einige Elemente von Textkonstitution und Kontextualität, sollte aber auch klar machen, dass eine scharfe Grenze kaum zu ziehen ist.

Um hierzu nur ein einziges, arbiträres, illustrierendes Beispiel vorzuführen, sei auf die digitale Edition von Hermann Burgers *Lokalbericht* verwiesen. Die Ausgabe besteht unter anderem aus einem »Dokumentenkorpus«, das in seiner Abteilung »Epitexte«

² Zweifellos kann ein (scheinbar) kontextfreier oder dekontextualisierter Text zu einem »Sinn« führen, aber auch dieser wird nicht ohne Rezeptionskontext und Vorverständnis gebildet. Zudem verweist der Begriff des Text*verstehens* auf die Beziehung zwischen Produktionsseite und Rezeptionsseite, die kaum ohne eine Idee der Intention zu denken ist, die den Einbezug *sinnvoller* (intentionsadäquater) Kontexte nahelegt.

³ Zu den Dimensionen der Textkonstitution vgl. auch Pierazzo (2015, S. 37–45).

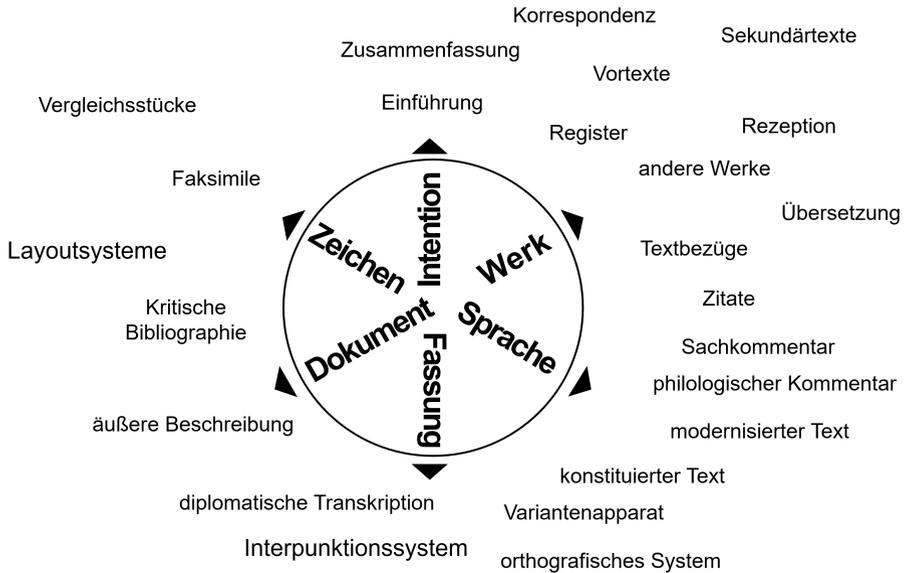


Abbildung 2. Beispiele für Kontexte in Editionen.

in der Rubrik »Lebensdokumente« Faksimiles von Rechnungen, Quittungen und Lieferscheinen für verschiedene Schreibmaschinen enthält (Abb. 3). Diese Dokumente sind deshalb nicht bloß archivisch-biografisch, sondern auch literaturwissenschaftlich interessante Objekte, weil sie die Genese und den realweltlichen Bezug des Werkes bezeugen. So ist nicht nur das ebenfalls als Faksimile vorliegende Typoskript auf den hier dokumentierten Schreibmaschine entstanden (Abb. 4) und steht damit in enger medialer Abhängigkeit zu den technischen Möglichkeiten und Eigenheiten der Maschinen. Vielmehr thematisiert der Autor in seinem Roman ausgiebig auch den Anteil dieser »Apparate« am Schreibprozess (Burger 2016).

Die Edition wird von der Theorieseite her weit ausgreifend gedacht. In der Praxis führt die Einbeziehung der Kontexte zu einem Phänomen, das man als »Entgrenzung der Edition« bezeichnen kann und die mit einer »Entgrenzung der Kommunikationssituation« in inhaltlicher (letztlich aber auch chronologischer) Hinsicht konvergiert, wie sie in der Sprachwissenschaft beschrieben wird.⁴ In der Edition geht es darum, den »textual space«, den Raum der Textualität, weit auszuleuchten. In der Praxis und vom Text und seiner Medialisierung ausgehend lassen sich in einer ersten Anamnese

⁴ Vgl. hierzu Müller/Stegmeier (2016, S. 502f.).

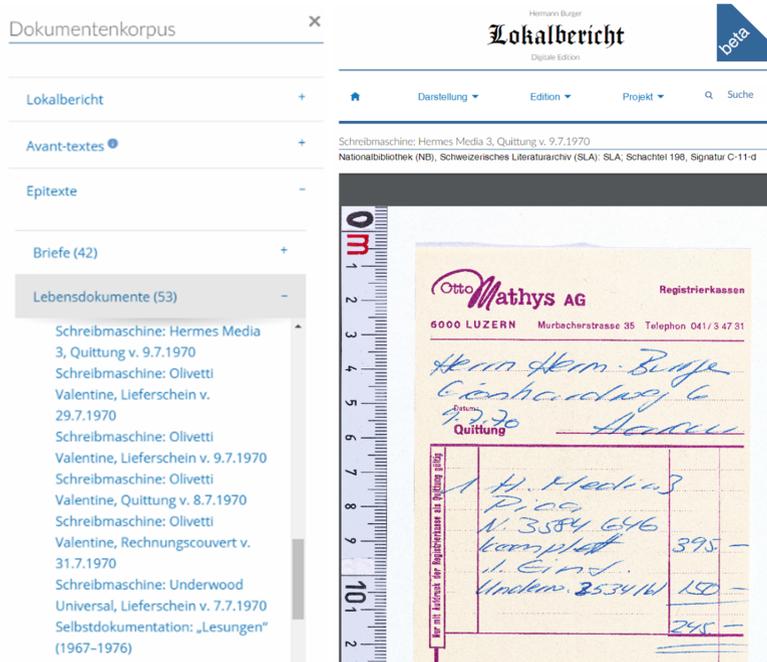


Abbildung 3. Dokumentenkorpus und Hermes Media-Quittung in Burger (2016)

vielfältige Elemente beobachten, deren Charakteristika jeweils als »Text mit Kontext«, als »Texte als Kontexte« und als »medialer Kontext« jeweils genauer zu bestimmen wären. Zum Verständnis begnüge ich mich hier mit einer wilden exemplarischen Aufzählung dessen, was in einer Edition typischerweise aufzufinden und als Kontext zu diskutieren ist: Bibliografische Information zur Edition (Impressum, Team etc.), Einführung, Methodik, Dokumentation, Bibliografien (zum Gegenstand, zur Überlieferung), Vortexte, Entwürfe, Bezugstexte, andere Materialien zur Genese (Briefe, Bilder, Fotos, Sachobjekte, biografische u.a. Dokumente, rezipierte Werke, weitere Werke z.B. desselben Autors), Materialien zur Rezeption (Ausgaben, Übersetzungen, Rezensionen, Vertonungen, Adaptionen, Studien), visuelle Reproduktionen und Faksimiles, die Code-Grundlage aller erstellten Texte und digitalen Objekte, Variantenapparate, Kollation, philologischer Apparat, Sach- oder historischer Apparat, interne Verlinkung, externe Verlinkung, Kommentartexte, Register, Konkordanzen, Biogramme, didaktische Hilfsmittel, das visuelle Setup der Edition, die Funktionalitäten der Edition (Browse, Search, Visualisierungen, Zeitleisten, Karten, Analysewerkzeuge, Interakti-

unfirlefanziöses a der Olivetti von der Type auf weisses Papier findet, kann ich es nicht lassen, aus der Olivetti-Optik der Hermes auf den entsprechenden Finger zu schauen. Vergleiche drängen sich auf. Beide haben kein Ausrufungszeichen und ~~xxxxxxx~~ ~~xxxx~~ verbieten mir sowohl den expressionistischen Stil als auch sturmurdranghafte Attitüden. Beide mahnen gleich streng durch fehlendes Semikolon zu massvoller Interpunktion. Prozepte zu geben und ~~fr~~ auf Paragraphen herumzureiten wäre hüben wie drüben möglich. Dage^{gen} erlaubt mir die Hermes, $\frac{3}{4}$ und $\frac{1}{4}$ zum einem Ganzen zusammenzuzählen, worauf die Olivetti ~~xxxxxxx~~ mitleidig lächelnd verzichtet. Eine neue Schreibmaschine riecht nach Walzengummi und Ehrgeiz. Man müsste eine neue Schreibmaschine mit Hilfe einer Tochtermaschine dermassen perfekt und endgültig beschreiben können, dass damit alles mittels einer Maschine Sagbare potentiell gesagt wäre. Das Instrument wird zum Gegenstand der Aussage,

Abbildung 4. Typoskript zum Lokalbericht (Burger (2016), S. 12), <<http://www.lokalbericht.ch/LB.TEIL1.0120-d>>

onsmöglichkeiten, Nachnutzungsoptionen). Dass streng genommen Kontextualität sogar in den edierten Text selbst einfließt, war oben bereits erklärt worden. Nur um die intuitive Grenze, nach der der Text nicht sein eigener Kontext sein kann, nicht zu verwischen, seien beide hier noch einmal unterschieden.

Die Edition zielt auf historische Kontexte, kann aber nichts anderes tun, als sie zu verarbeiten, zu aktualisieren und neu zu präsentieren, also auch *als Kontexte* wiederum in einen *neuen inhaltlichen und medialen Kontext* zu setzen. Mats Dahlström (2004) hat die Zweigesichtigkeit der Edition mit der Unterscheidung von *reproduktiven Kräften* und *produktiven Kräften* in der Edition begrifflich eingefangen. Diese Bezeichnungen können mit der in den Digital Humanities zuweilen verwendeten Unterscheidung zwischen *Repräsentation* und *Präsentation* in Beziehung gesetzt werden. Die Repräsentation blickt zurück auf die Überlieferung, verarbeitet sie und produziert ein möglicherweise abstraktes, modellbasiertes, als Code existierendes Surrogat, zugleich den Grundstoff für weitere Operationen. Die Präsentation stellt die im Code repräsentierten Text- und Wissensbestände medial vor. Dabei sind beide Seiten eng verwoben: im Prozess der Repräsentation sind ebenso produktive (verarbeitende, deutende) Operationen am Werk, wie die Präsentation ihrem eigentlichen Ziel nach den Gegenstand medial reproduziert.

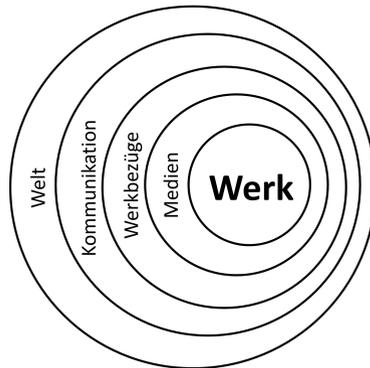


Abbildung 5. Das Werk (der Text) und seine Kontextdimensionen.

In der Edition geht es um die erschließende Wiedergabe von *Werken* durch die Aufbereitung und Verarbeitung von Dokumenten. Dabei ist es das paradigmatische Kennzeichen unserer digitalen Kultur, dass es nicht um einen bloßen Transfer von einer medialen Form (analog) in eine andere (digital) geht, sondern um ein Verfahren der *Transmedialisierung* (vgl. Sahle 2010). Dabei ist zu beachten, dass hier *nicht* der (z.B. durch Henry Jenkins in der Medienwissenschaft⁵) eingeführte Transmedia-Begriff gemeint ist, der (aus meiner Sicht unglücklich gewählt) eben nur die Übersetzung von einem Medium in ein anderes oder die Präsentation gleicher Inhalte über verschiedene Medien hinweg bezeichnet, sondern das Transzendieren der medialen Formierung überhaupt. In diesem Sinne fungiert die Repräsentation der Wissensbestände in prämedialem (transmedialem), modellbasiertem Code als Scharnier zwischen zwei Räumen, für die der Kontextbegriff gesondert zu betrachten ist. Im Code werden die historischen Kontexte (seien sie materiell, visuell, textuell oder abstrakte Wissensbestände) zurückschauend repräsentiert, während in der aktualisierten, auf die künftige Nutzerin vorausschauenden medialen Präsentation die historischen Kontexte zwar *als Inhalte* wiedergegeben, zugleich aber medial und funktional mit einer neuen Kontextdimension versehen, oder eben *rekontextualisiert* werden.

Die Edition erschließt das Werk über seine Kontexte auf den verschiedenen Ebenen, die (hier wenig differenziert) vom Text selbst über seine medialen Eigenschaften, die Werkbezüge, die Kommunikationssituation bis hin zur Einbettung in eine Welt der Vor- und Mitverständnisse reichen. Dies ist Teil der Repräsentation des Textes und seiner Kontexte in der historischen Rückschau (Abb. 5).

⁵ Siehe hierzu z.B. den Blog von Henry Jenkins, »Confessions of an ACA-fan«. Online unter: <http://henryjenkins.org/>

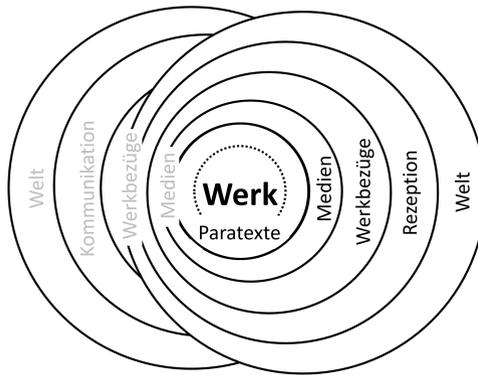


Abbildung 6. Verdopplung der Kontextdimensionen in der Edition (rechtsseitige Sphären).

Aufgabe der Edition ist dann aber die Präsentation, die zu einer Rekontextualisierung führt, in der sich die Kontextsphären in ihrer Aktualisierung gewissermaßen verdoppeln. Das Werk wird – um die grob unterschiedenen Sphären erneut durchzugehen – um Paratexte ergänzt, in einen neuen medialen Kontext gesetzt, von der Leserin/Nutzerin mit anderen Werken in Beziehung gesetzt und damit Teil einer neuen Rezeptionssituation in einer anderen (nicht historischen, sondern zeitgenössischen) Verständniswelt (Abb. 6).

Der doppelte Bezug der Edition zu ihren Kontexten, seien sie historisch rückblickend oder medial aktualisierend und vorausschauend kann vereinfacht auch so dargestellt werden, dass deutlich wird, wie die Edition Kontexte einerseits zu ihrem Gegenstand macht, selbst aber neue Kontexte schafft.

Texte als historische Objekte stehen in verschiedenen Kontextdimensionen, für die verschiedene Möglichkeiten der Reproduktion gelten. Auf der materiellen Seite können z.B. Faksimilierung oder Transkription nicht nur Texte, sondern auch Kontexte transportieren. Es gibt aber zwei Umstände, die auf jeden Fall zunächst zu einer prinzipiellen *Dekontextualisierung* führen müssen. Dies ist zum einen die Remedialisierung, also die erneute Präsentation in einem anderen Medium (oder einer anderen Form des gleichen Mediums). Da es keine Texte ohne medialen Kontext gibt bedeutet jede Remedialisierung auch eine Rekontextualisierung. Zum anderen besteht in der Wieder-Gabe von Texten eine prinzipielle zeitliche Distanz (egal wie klein), so dass in der Rezeption niemals der gleiche Verständniskontext bestehen kann. Der historische Rezeptionskontext kann nicht mit dem gegenwärtigen Rezeptionskontext identisch sein (Abb. 7). Dieses Phänomen erstreckt sich auch auf die Rezeption von »originalen« Dokumenten, die zwar als Objekte über die Zeit gleichbleiben mögen,

Teilbereich der Digital Humanities zum weiteren Kontext des Workshops und dieses Bandes zu schlagen, sei zunächst der vier-Dimensionen-Ansatz von Bauman und Briggs (1990) aufgegriffen.⁸ *Framing, form, function* und *translation* lassen sich leicht und durchaus produktiv auf das Feld der digitalen Editionen übertragen. Denn die wissenschaftliche Edition *als Ausgabe* ist ja nichts anderes als die »metapragmatische Kennzeichnung« des rekontextualisierten Materials (*framing*). Sie nimmt dabei auf der Grundlage einer filternden Wahrnehmung der historischen Überlieferung eine regelbasierte interpretierende Verarbeitung ihres Gegenstandes vor und leistet insofern eine »ausdrucksseitige Transformation« (Dimension der *form*). Sie verwandelt zeitgebundenes Textmaterial in eine wissenschaftlich abgesicherte Form mit überzeitlichem Anspruch bzw. einen Rohstoff für die weitere wissenschaftliche Nutzung (*function*). Die Transformation der *Inhalte* der Edition verdanken sich zwar zu einem großen Teil dem Grundanspruch der wissenschaftlichen Erschließung, wie er seit langer Zeit besteht – es lassen sich aber auch entscheidende neue Transformationsphänomene beschreiben, die sich den Bedingungen digitaler Verfahren in der De- und Remedialisierung verdanken (Dimension der *translation*). Unschärf und klärungsbedürftig scheinen mir hier die Abgrenzung und genauere begriffliche Fassung von *form* und *translation*. Denn während *translation* sich wohl auf Aspekte der Medialisierung und medialen Fassung bezieht und damit vor allem die *Form* betrifft, kennzeichnet die *form*-Dimension wohl eher den transformierten *Inhalt* eines Textes. Dabei gehört die Form-Inhalt-Unterscheidung allerdings zu den notorisch schwierigen Problemen im Bereich der Texttheorie.

Klärungsbedarf liegt auch in der Frage, was eigentlich der *Gegenstand* der Rekontextualisierung ist. Was sind die »Elemente«, die in einen neuen Kontext gesetzt werden? Hier geht es um eine genauere Bestimmung der Differenz zwischen Objekt und Rahmen bzw. der Objektidentität.⁹ In einem vereinfachenden Ansatz könnte man sagen, dass der rekontextualisierte Gegenstand das zwischen beiden Kontexten (alt und neu) invariante ist. Das könnte man nun zwar »Text« nennen, käme damit aber sofort tief in das Problem vielfältiger Textbegriffe und Texttheorien, das mit dem Ansatz der pluralistischen Texttheorie zu lösen versucht worden ist (vgl. Sahle 2013). Hier müsste man also für konkret vorliegende Rekontextualisierungsszenarien beschreiben, welche Dimension von Textualität eigentlich betroffen ist: Der textliche Sinn? Sein werkhafter Charakter? Seine sprachliche Ausdruckseite? Sein linguistischer Code (Zeichenbestand)? Seine vorgängige Dokumenthaftigkeit? Seine visuelle

⁸ Siehe hierzu die Einleitung zu diesem Band.

⁹ Dabei ist Identität wiederum kein absoluter, sondern ein perspektivischer Begriff. Nicholas Thomas (1991, S. 28) macht zwar klar, dass ein rekontextualisiertes Objekt durch die Rekontextualisierung zugleich ein anderes Objekt wird (vgl. hierzu auch Rose 2012, S. 286) – genauso muss es aber auch eine Identitätsrelation zwischen dem de- und rekontextualisierten Objekt geben, da wir sonst nicht von *einem* Objekt reden könnten.

Erscheinung? Da uns alle diese Fälle begegnen, kann die pluralistische Texttheorie vielleicht auch hier zur Klärung beitragen.

Als Teil der Beschreibung von »Digitalität« müsste eine Theorie der Rekontextualisierung die Differenz zwischen analogen und digitalen Medienkulturen herausarbeiten. Unzweifelhaft bedeutet jedes Druckerzeugnis, das bereits vorher publiziertes, oder auch nur *existentes* Material medialisiert, eine Rekontextualisierung. Worin liegt dann aber der Unterschied? Zum einen wird man hier auf die gleichen Grundbedingungen des Digitalen zurückgehen, die auch an anderen Stellen ihre Effekte haben. Zum anderen wird es auch hier um einen Umschlag von scheinbar quantitativen Veränderungen in einen qualitativen Wandel gehen. Denn es stellt sich ja nicht die Frage der Rekontextualisierung an sich neu, sondern nur die nach ihren Bedingungen, ihren Möglichkeiten und ihrer Praxis. Jenseits des oben erwähnten prinzipiellen Wandels, den ich Transmedialisierung nenne, sehen wir neben der zunehmenden Vielfalt der medialen Kommunikations- und Ausdrucksformen sowie der Praktiken der Kommentierung (vgl. hierzu Bender in diesem Band) und expliziten Bezugnahme (Verlinkung) eine Vereinfachung der Übernahme von Inhalten. Eine Erleichterung der Einbettung und Neuzusammenstellung, die durch ihre potentielle Automatisierung noch verstärkt wird. Genauer zu klären wäre hier das spezifisch Digitale am Phänomen der digitalen Rekontextualisierung. Hier wäre z.B. auf die prinzipiell neue Zugänglichkeit digital codierter Kontextrepräsentationen für eine direkte oder gar automatisierte Anschlüsse auf der Ebene von Algorithmen zu verweisen (zu möglichen technischen Umsetzungen vgl. Vogeler in diesem Band).

Und schließlich wirft der Begriff noch *als Wort* Probleme auf. Wir haben gesehen, dass das Präfix »re« mehrdeutig gebraucht wird. Während hier in der literaturwissenschaftlichen Diskussion mit *Rekontextualisierung* eher die Schaffung *neuer* Kontexte für translozierte Inhalte gemeint wird, geht es z.B. in der Editorik auch um die Beleuchtung oder Übertragung bereits *bestehender* Kontexte. Die Grenze zwischen beidem ist nicht strikt und möglicherweise müssen immer beide Ansätze zusammen gedacht werden. Die Frage ist damit aber auch, wo »Rekontextualisierung« überhaupt anfängt und wo der Begriff unnötig ist, weil das, was wir beschreiben wollen, bereits durch andere Begriffe abgedeckt wird. Wir sollten uns vor einer unnötigen Ausweitung des Begriffs hüten. Denn manchmal ist das, was wir meinen, vielleicht einfach nur Kontextualisierung. Die Schaffung neuer Paratexte. Oder Medialisierung. Oder Re-Medialisierung. Rekontextualisierung hat als Konzept nur einen produktiven Wert, wenn man auch den Akt der Dekontextualisierung mitdenkt und damit die Frage nach der Differenz zwischen den »abgezogenen« und den neu geschaffenen Kontexten stellt. Grundsätzlich sollte vielleicht auch eine Taxonomie geschaffen werden, die expliziter zwischen verschiedenen Arten von Kontexten unterscheidet. Um einen Ausgangspunkt zu schaffen, wäre hier z.B. zwischen »Inhalten«, also Paratexten und ihren

medialen Formen, Funktionalitäten, impliziten oder expliziten Bezugnahmen und der Sphäre der Rezeption und des Verständnisses (making sense) zu unterscheiden.

Literatur

- Bauman, Richard/Briggs, Charles L. (1990): Poetics and Performance as Critical Perspectives on Language and Social Life. In: *Annual Review of Anthropology* 19, S. 59–88.
- Burger, Hermann: Lokalbericht. Digitale Edition. Hrsg. Von Peter Dängeli, Magnus Wieland, Irmgard M. Wirtz und Simon Zumsteg. Bern 2016. <<http://www.lokalbericht.ch>>
- Dahlström, Mats (2004): How reproductive is a scholarly edition? In: *Literary and Linguistic Computing* 19(1). S. 17–33.
- Müller, Marcus/Stegmeier, Jörn (2016): Twittern als #Alltagspraxis des Kunstpublikums. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 46 (4), S. 499–522.
- Pierazzo, Elena (2015): *Digital Scholarly Editing – Theories, Models and Methods*. Farnham: Ashgate.
- Rose, Gillian (2012): *Visual Methodologies: An Introduction to Researching with Visual Materials*, London: SAGE.
- Sahle, Patrick (2010): Zwischen Mediengebundenheit und Transmedialisierung. Anmerkungen zum Verhältnis von Edition und Medien. In: *editio* 24, S. 23–36. DOI 10.1515/edit.2010.004.
- Sahle, Patrick (2013): *Digitale Editionsformen, Teil 3: Textbegriffe und Recodierung*. Norderstedt: BoD.
- Sahle, Patrick (2016): What is a scholarly digital edition? In: Driscoll, Matthew/Pierazzo, Elena (Hg.): *Digital scholarly editing – theory, practice and future perspectives*. Cambridge: OBP. S. 19–39.
- Thomas, Nicholas (1991): *Entangled objects: exchange, material culture, and colonialism in the pacific*. Cambridge: Harvard University Press.